



Buchbesprechungen

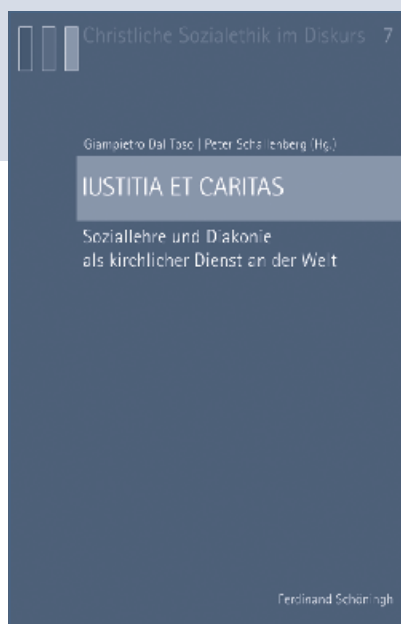
Sozialethik und Diakonie als kirchlicher Dienst an der Welt

Giampietro Dal Toso, Peter Schallenberg (Hg.): *Iustitia et Caritas. Sozialethik und Diakonie als kirchlicher Dienst an der Welt*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2015, 202 S., ISBN 978-3-506-78128-4.

Kurz vor dem Beginn des Heiligen Jahres der Barmherzigkeit, das Papst Franziskus ausgerufen hat, greift der Sammelband ein wichtiges Thema auf. Er ist das Ergebnis einer Tagung des Päpstlichen Rates *Cor Unum* und der Katholischen Sozialwissenschaftlichen Zentralstelle, die sie mit Führungskräften und Wissenschaftlern im März 2014 in Rom veranstalteten.

In 15 Beiträgen setzen sich die Autorinnen und Autoren mit der Frage auseinander, inwieweit der Dienst der Nächstenliebe ein Dienst am Menschen und an der Welt ist und sich theologisch und kirchlich in der Gegenwart verorten lässt. Gerade unter einem Pontifikat wie dem gegenwärtigen stellt sich diese Frage ganz virulent. Denn für Papst Franziskus wird das Gebot der Nächstenliebe zu einem Brennpunkt kirchlichen Handelns, an dem sich die Kirche ihre Glaubwürdigkeit messen lassen muss.

In seinem Beitrag zur Spannung von *civitas Dei* und *civitas terrena* setzt sich der theologische Ethiker Peter Schallenberg mit der spannenden Frage auseinander, wie sich Welt und Kirche zueinander verhalten sollten, ob die Kirche eher den Weg der Abschottung oder den Weg der Barmherzigkeit gehen sollte angesichts der zunehmenden Zahl von Menschen mit gebrochenen und kirchlich atypischen Biografien. Die theologische Antwort von Peter Schallenberg ist eindeutig. „Die Sorge der Kirche und die jedes einzelnen Christen für die Welt und die Menschen ist kein Gegensatz, sondern gerade komplementär zur Sorge um die



eigene Seele durch das Wirken der Sakramente“ (S. 21). Ganz in der Tradition der Enzyklika *Deus caritas est* von Papst Benedikt XVI. ist also der kirchliche Liebesdienst kein Nebengeschäft der Kirche, sondern „ein wesentlicher Grundvollzug kirchlichen Handelns“ (S. 21). Schallenberg hebt hervor, dass sich diese Hinwendung gerade dort erweist, „wo Menschen nicht dem Ideal moralischer Konzeptionen entsprechen“ (S. 22). Damit weist er auf einen entscheidenden Unterschied kirchlich-caritativen Handelns hin. Es sieht den Menschen in seinem So-sein und nicht in seinem So-sein-Müssen. Gott wird Mensch in der Begegnung mit allen Menschen, ob dem straffällig gewordenen Menschen oder jemandem, der nach kirchlichem Maßstab in Sünde lebt.

Peter Neher, Präsident des Deutschen Caritasverbandes, zeigt in seinem Beitrag zum Thema „Die verbandliche Caritas zwischen Diakonie und Sozialpolitik“

noch eine weitere Variante des kirchlichen Liebesdienstes auf: den Dienst der Diakonia im sozialpolitischen Handeln. Denn erst durch gerechte Strukturen und Rahmenbedingungen kann Gerechtigkeit konkreter werden. Kirchlich unumstritten ist es jedoch nicht, ob die Kirche selbst politisch agieren soll. Peter Neher kommt zu einem klaren Fazit: „Im gesellschaftlichen Diskurs und der Gesetzgebung kann sie dann den zum Maßstab machen, der ihr Maß ist – oftmals ohne ihn ausdrücklich zu nennen – Gott selbst“ (S. 40).

Den Leserinnen und Lesern bietet sich in den folgenden Beiträgen eine Fülle von theologischen Impulsen für die Frage nach einer diakonischen Kirche, die sich in der Welt verortet. Besonders spannend ist dabei die Frage, inwieweit das caritative Tun Instrument der Evangelisierung oder an sich eine eigenständige apostolische Funktion hat. Der Caritaswissenschaftler Klaus Baumann kommt in seinem Beitrag zu einem eindeutigen Schluss, indem er – bezogen auf das II. Vatikanische Konzil – von einer „umfassenden diakonischen Sendung der Kirche“ (S. 87) ausgeht.

Besonders spannend sind für die Leserinnen und Leser die Beiträge zum sozialen Handeln aus den osteuropäischen Transformationsgesellschaften. Sie geben einen seltenen Einblick in Ortskirchen, die den Kommunismus überstanden haben und nun nach ihrer eigenen Rolle suchen. Dabei wird deutlich, dass es nicht darum gehen kann, westeuropäische Ansätze kirchlich-caritativen Handelns zu kopieren, sondern eigene Wege zu finden, die den sich stark verändernden gesellschaftlichen und kirchlichen Bedingungen vor Ort gerecht werden.

Gerade in Fragen wie den Ursachen der Armutsmigration sowie der Flücht-

lingsarbeit ist es entscheidend, dass die kirchlichen Akteure in den west- und osteuropäischen Ländern immer stärker als Netzwerk funktionieren. Dazu ist auch ein besseres Wissen über die jeweiligen caritastheologischen Perspektiven und die kirchliche Praxis unverzichtbar. Sehr hilf-

reich ist in diesem Zusammenhang auch der letzte Beitrag des Sammelbandes von Bojidar Andonov aus bulgarischer Perspektive, der die Frage stellt, ob die orthodoxe Kirche eine Soziallehre braucht.

Insgesamt bietet der Sammelband ein interessantes theologisches Mosaik zum

Thema Kirche in der Welt durch caritativen Dienst. Wünschenswert wäre noch eine stärkere Verknüpfung der verschiedenen Beiträge. Es bleibt dem Leser überlassen, sich seinen roten Faden zwischen den Perspektiven zu suchen.

Ulrike Kostka, Berlin

Christliche Sozialethik angesichts globaler Herausforderungen

Wiemeyer, Joachim: *Keine Freiheit ohne Gerechtigkeit. Christliche Sozialethik angesichts globaler Herausforderungen*, Freiburg im Breisgau: Verlag Herder 2015, 303 S., ISBN 978-3-451-33713-0.

Spätestens seit der Enzyklika *Pacem in terris* (1963), dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der Enzyklika *Populorum progressio* (1967) hat die Sozialverkündigung der katholischen Kirche einen globalen Horizont. Sie spricht vom globalen Gemeinwohl, das alle Staaten verpflichtet. Sie spricht allen Menschen gleiche Rechte zu, unabhängig davon, in welchem Staat sie leben. Sie fordert eine Weltautorität, um die gemeinsamen Probleme der Menschheit lösen zu können. Die weltweite Verflechtung durch den später „Globalisierung“ genannten Prozess hat in den letzten Jahren jedoch deutlich zugenommen und die sozialen Probleme werden zunehmend in ihrem Zusammenhang zu globalen ökologischen Problemen, wie beispielsweise dem Klimawandel, betrachtet. Entsprechend der kirchlichen Sozialverkündigung musste sich deshalb auch das Fach „Christliche Sozialethik“ mehr und mehr den globalen Problemen stellen und dabei zusätzlich lernen, ihre Methode, ihr Verhältnis zu den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften und ihre Bezugnahme auf relevante gesellschaftliche Akteure weiterzuentwickeln.

Das Buch von Joachim Wiemeyer legt von diesen epochalen Veränderungen Zeugnis ab und gibt wertvolle Orientierungen für die weitere Entwicklung. Besonders gelungen sind aus meiner Sicht die ersten vier Kapitel, in denen



sich nicht nur auf Glaubenswahrheiten und Frömmigkeit hin orientieren können, sondern auch eine eindeutige Verantwortung haben, die Welt zu gestalten und zu verbessern. Zweitens erläutert Wiemeyer den Begriff der „Zeichen der Zeit“ und verwendet ihn, um insgesamt zwölf aktuelle Herausforderungen der globalisierten Welt kurz zu beschreiben und damit die Notwendigkeit von Veränderungen deutlich zu machen. Drittens erläutert er, wie auf der Basis einer solchen Situationsanalyse ein moralisches Urteil möglich ist, in dem anthropologische Einsichten und praktische Philosophie die entscheidenden Kriterien liefern. Im vierten Kapitel geht Wiemeyer dann auf die Akteure für globale Gerechtigkeit ein, die von den einzelnen, privaten Unternehmen, der Zivilgesellschaft und der Politik bis zur Kirche reichen.

Das fünfte Kapitel greift dann noch einmal auf die zuvor identifizierten Zeichen der Zeit zurück und bietet jeweils eine kurze Situationsanalyse, eine sozial-ethische Bewertung und Handlungsvorschläge. Dabei werden ein sehr guter und nahezu umfassender Überblick über die globalen Probleme gegeben und teilweise bis in Einzelheiten hinein Lösungsvorschläge gemacht. Allerdings darf man hier nicht erwarten, dass die Analysen all dieser Probleme auf knapp 200 Seiten sehr detailliert ausfallen würden. Auch können die ethischen Urteile nicht ausführlich entwickelt und Handlungsmöglichkeiten mit den damit verbundenen Abwägungsproblemen auf Grund von Zielkonflikten und Dilemma-Situationen nur in groben Zügen diskutiert werden. Auch kann man hier nicht erwarten, dass unterschiedliche wissenschaftliche Ansätze oder wissenschaftstheoretische Paradigmen eingehend diskutiert würden. Das Literaturverzeichnis gibt jedoch Hinweise zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten, die sich mit den genannten Fragen intensiver befassen.

Meines Erachtens eignet sich das Buch als eine solide Einführung besonders für Menschen, die sich aus christlicher Motivation heraus mit den wachsenden globalen Herausforderungen der Menschheit befassen wollen, um sich als Christen dazu eine Meinung zu bilden und einen einflussreichen Überblick über die Probleme selbst, ihre ethische Reflexion und Handlungsmöglichkeiten zu ihrer Lösungen zu bekommen. Wer an den hier angesprochenen Einzelfragen speziell interessiert ist, wird darüber hinaus auf weitere Literatur zurückgreifen. Einige Hinweise dazu findet man in der Literaturliste und

den Anmerkungen. Bei der Lektüre habe ich es jedoch als störend empfunden, dass die Anmerkungen zum Text nicht jeweils unten auf der Seite stehen, son-

dern zusammengefasst als Endnoten am Ende des Buches. Da die Nummerierung außerdem nach jedem Kapitel neu beginnt, muss man manchmal länger su-

chen, um die richtige Fußnote zu identifizieren. Aber wahrscheinlich ist dem Autor dies vom Verlag so auferlegt worden.

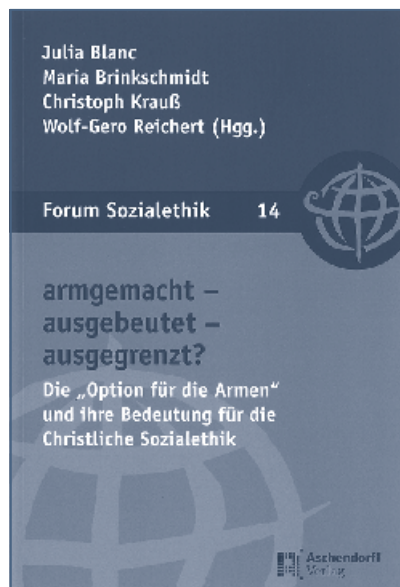
Gerhard Kruij, Mainz

Die Option für die Armen

Julia Blanc, Maria Brinkschmidt u. a. (Hg.): *Armgemacht – ausgebeutet – ausgegrenzt? Die „Option für die Armen“ und ihre Bedeutung für die Christliche Sozialethik* (Forum Sozialethik 14), Münster: Aschendorff 2014, 262 S., ISBN 978-3-402-10640-2.

„Eine arme Kirche für die Armen“, nicht weniger fordert Papst Franziskus in seinem Apostolischen Schreiben „Evangelii gaudium“ (198). Damit gibt er der Hinwendung zu den Benachteiligten, Vergessenen und Ausgegrenzten eine neue Dringlichkeit. Obgleich die Christliche Sozialethik bereits seit vielen Jahrzehnten an der „Option für die Armen“ Maß nimmt, ist stets neu darüber Klarheit zu gewinnen, wer denn die Armen in einer sich ändernden (Welt-)Gesellschaft sind, was ihre Situation charakterisiert und wie Unterstützung aussehen kann (Leitbilder/Gerechtigkeitsvorstellungen). Der aus einer Tagung entstandene Band setzt sich zum Ziel, einige neue Zugänge zu erschließen. Hier können nicht alle Beiträge vorgestellt werden, sondern nur einige, die die Themenvielfalt repräsentieren.

Provozierend für westliche Sozialethikerinnen und Sozialethiker erscheint der radikale Ansatz des bisher wenig rezipierten argentinischen Philosophen und Theologen Enrique Dussel, den Stefan Leopold vorstellt. Für Dussel reicht eine distanzierte, akademische Problematisierung der Armut nicht aus, vielmehr sollen die Theologinnen und Theologen „organische Intellektuelle“ sein, die Strukturen und Möglichkeiten der Befreiung bei, mit und für die Armen reflektieren. Hier mag man sich an das von Papst Franziskus gezeichnete Bild erinnern fühlen, in welchem er die Priester in ihrer Eigenschaft als Hirten aufforderte, den „Stallgeruch



der Herde“ anzunehmen und Distanz abzubauen. In ähnlicher Weise verweist Andreas Rauhut in seinem Beitrag über „Die Dystopie der Neutralität im Armutsdiskurs“ darauf, dass es für die Christliche Sozialethik unangemessen sei, im Angesicht menschlicher Not forschungsperspektivisch neutral zu bleiben. Sebastian Pittl greift in seinen erkenntnistheoretischen Überlegungen auf den spanischen Philosophen Xavier Zubiri und den spanisch lateinamerikanischen Theologen Ignacio Ellacuría zurück, um insbesondere die Bedeutung praktisch-sinnlicher Erfahrung im Kontext der Option für die Armen herauszuarbeiten und gleichzeitig z. B. einer Ideologisierung im marxistischen Sinne oder einer naiven Simplifizierung der Option entgegenzuwirken.

In institutionenorientierter Perspektive ergänzt Jessica Dömötör die „Option für die Armen“ mit der „Option gegen Armut“ und hebt die Verantwortung internationaler Agenturen wie UN, WTO usw. hervor. Gleichwohl erkennt sie die zu Gunsten entwickelter Länder ungleich-

verteilten Macht- und Gestaltungsstrukturen der entsprechenden Organisationen und fordert sowohl einen gerechteren Interessenausgleich zwischen reichen und ärmeren Ländern als auch die Abkehr von einer, wie sie meint, dominanten neoliberalen Weltwirtschafts- und Handelspolitik.

Hart ins Gericht geht Christine Globig mit der Armutsdenschrift „Gerechte Teilhabe“ der EKD von 2006. In ihrem Beitrag diagnostiziert sie eine Bewegung weg von der „Option für die Armen“ hin zur Rede von der „gerechten Teilhabe“. Diese Teilhabe, so ihr Vorwurf, werde rasch auf Eigenverantwortung und Teilhabe an Arbeit bzw. die Integration aller Gesellschaftsmitglieder mit dem Fokus auf Bildung und Arbeit verdichtet. Damit aber würden die Probleme struktureller Armut und eine Kritik am Verhältnis von Arm und Reich aus den Augen verloren.

Bedenkenswert sind einige Gedanken aus dem Umfeld der Caritaswissenschaft, die Alexis Fritz mit seinem Artikel „Außerhalb des Marktes kein Heil?“ einbringt. Er stellt die unbequeme, jedoch auch unausweichliche Frage, wie in einem Sozialsystem mit begrenzten Ressourcen, Ansprüche und Bedarfe gegeneinander abgewogen werden können. Er benennt Zielkonflikte und mahnt orientierende Kriterien an.

Ein immer wiederkehrendes Motiv in vielen Beiträgen ist die Spannung zwischen Hilfe zur Selbsthilfe und Paternalismus. Katja Winkler stößt in ihrem Beitrag „Armut und Paternalismus“ nicht nur auf die Herausforderung, wie schwache Interessen im Diskurs der Gesellschaft vertreten werden können, sondern thematisiert auch die mögliche Stigmatisierung der „Armen“ im Prozess sozialer Etikettierung.

Anhand eines praktischen Beispiels aus der Jugendverbandsarbeit stellt Michael Brugger die Aktion „72-Stunden. Uns schickt der Himmel“ des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) vor und stellt sie mit dem Verweis auf die sozial-caritative Verpflichtung der gesamten Kirche, insbesondere auch jun-

ger Christen, in den Horizont der Option für die Armen.

Insgesamt bietet der Sammelband leistungswerte Beiträge. Spürbar ist der Wille, zeitgemäße Antworten jenseits simplifizierender Allgemeinplätze zu formulieren, die die Option für die Armen als stimulierende Hermeneutik und Hand-

lungspraxis Christlicher Sozialethik relevant werden lässt. Besonders interessant ist die Rezeption weniger bekannter Autoren des spanisch-lateinamerikanischen Raumes in einigen Beiträgen. Die Option für die Armen wird damit in die Lebendigkeit ihres kulturellen Entstehungskontextes eingeordnet.

Udo Lehmann, Wuppertal

Humanität in einer alternden Gesellschaft

Andreas Kruse, Giovanni Maio, Jörg Althammer: *Humanität in einer alternden Gesellschaft*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2014, 104 S., ISBN 978-3-506-77943-4.

Der Band widmet sich einer der größten ethischen Herausforderung der heutigen westlichen Gesellschaft, nämlich die Frage nach der Humanität in einer alternden Gesellschaft.

Andreas Kruse, einer der renommiertesten Gerontologen in Deutschland, eröffnet den Band mit einem grundlegenden Artikel zur Anthropologie des Alters. Dabei ist es ihm wichtig, zwischen Alters- und Krankheitsprozessen zu differenzieren. Altern ist keine Krankheit, sondern ein lebenslanger Prozess. Ein Merkmal des Alterns ist die eigene Einstellung zur Endlichkeit. Die transzendente Orientierung tritt in dieser Lebensphase wieder verstärkt auf. Gerontologen sprechen hier von „Gerotranszendenz“ (S. 16). In diesem Kontext stellen sich auch Fragen nach religiösen Überzeugungen. Des Weiteren kennzeichnet eine Anthropologie des Alters die Sorge des Menschen für und um Andere. Dabei greift der Autor auf die Arbeiten des Philosophen Emmanuel Levinas zurück, der den unbedingten Anspruch des Anderen hervorgehoben hat. Zentrale Orientierungen des hohen Alters sind: Introversion, Offenheit (Transzendierung des Ichs) und Generativität (Integration des Einzelnen in die Generationenfolge). Trotz aller „Morbiditätskompression“ (S. 28), d. h. dem Ideal eines langen Lebens mit einer relativ kurzen Krankheitsphase, ist das Alter von Ver-



letzlichkeit und natürlicher Begrenztheit geprägt. Diese Faktoren gilt es in eine Anthropologie des Alters zu integrieren und kulturell zu fundieren. Eine altersfreundliche Kultur ermöglicht die Teilhabe älterer Menschen am gesellschaftlichen Leben, erkennt die Potenziale des Alterns an, begegnet älteren Frauen und Männern mit Respekt und Sensibilität und schafft sozialräumliche Kontexte. Kruse fordert eine Kultur, die eine Abstufung der Menschenwürde alter Menschen unbedingt verhindert und die Bedürfnisse aller Generationen anerkennt.

Im zweiten Artikel des Bandes plädiert Giovanni Maio, Philosoph und Mediziner, für eine neue Kultur der Sorge am Ende des Lebens. Er kritisiert die gegenwärtige Debatte um Sterbehilfe und assistierten Suizid. Er hinterfragt massiv

das zurzeit herrschende Denken, dass ein nicht autonomes Leben ein wertloses Leben sei. Dahinter verbirgt sich eine bestimmte Vorstellung vom Leben, nämlich „ob das Leben gegeben und damit unverfügbar ist oder ob es optional ist und als solches zu unserer freien Verfügung steht“ (S. 52). Unsere Gesellschaft ist geprägt von einer radikalen Abwertung verzichtvollen Lebens. Nur der unabhängige und sich selbst versorgende Mensch kann ein wertvolles und sinnvolles Leben führen. Maio bezeichnet diese Einstellung als „Ideologie der Unabhängigkeit“ (S. 54). Der Prozess des Sterbens läuft dieser Logik zuwider. Sterben heißt Loslassen können. Sterben entzieht sich der Kontrolle des Menschen und wirft die Frage nach dem Sinn des Lebens auf. Für diese Tatsache verwendet Maio den Begriff „Spiritualität“ (S. 58). Eine weitere kritisch zu beurteilende Tendenz ist die Privatisierung des Todes. Der Tod ist ein soziales Ereignis. Die Erfahrung des Todes verläuft notwendig durch die Gemeinschaft, durch das Gegenüber und gewinnt dadurch eine tröstliche Dimension. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen erarbeitet Maio Elemente, die für die Sorge um Sterbende an Bedeutung gewinnen, dazu gehören u. a., sie für das Gefühl der Dankbarkeit für das Leben zu öffnen. Er plädiert für eine neue Hochschätzung der Gelassenheit, im Sinne der dankbaren Annahme des Gegebenen, der Gabe des Lebens. Es geht um das Bewusstsein, dass die eigene Endlichkeit die Grundsignatur des gesamten Lebens (S. 67) und Angewiesenheit, nicht Autonomie, die Grundsignatur des Menschen...

darstellt (S. 73). Das Alter radikalisiert die Grundbedingungen des Menschseins und hat somit Signalfunktion für die Gesamtgesellschaft. Daher, so die These Maios, braucht der Arzt als Sterbegleiter auch eine Erkenntnis des Herzens, d. h. die Fähigkeit, sich tief einlassen zu können in den „Kosmos des Patienten“ (S. 77), eine Dimension, die man nicht berechnen, sondern nur spüren kann.

Der letzte Teil des Bandes beschäftigt sich mit einer nachhaltigen Sozialpolitik. Jörg Althammer, Wirtschaftswissenschaftler, beschreibt die Problematik des demographischen Wandels und fordert intergenerationale und intragenerationale Gerechtigkeit in Bezug auf das Rentensystem. Er befürwortet daher die

Anhebung des Rentenalters sowie die Absenkung des Rentenniveaus zur finanziellen Stabilisierung des Rentensystems. Da man, so Althammer, keine Sozialpolitik gegen die Mathematik betreiben kann, vertritt er die Meinung: „Eine kinderarme Generation muss ... Abschläge bei den Rentenleistungen in Kauf nehmen, ...“ (S. 90). Des Weiteren plädiert er für die Beibehaltung des Splittingverfahrens bei Ehegatten, denn diese sei nicht Ausdruck einer Benachteiligung des Partners der weniger verdient, sondern „Ausfluss des Leitbildes der gleichberechtigten und partnerschaftlichen Ehe“ (S. 96). Zum Schluss seiner Ausführungen verweist er auf das noch ausstehende Desiderat, Familiengerech-

tigkeit im System sozialer Sicherung zu verankern.

Der Band eignet sich sehr gut für den Einstieg in diese umfangreiche und kontrovers diskutierte Thematik. Er verweist auf die gesellschaftlichen Herausforderungen einer alternden Gesellschaft. Von theologischer Seite ist kritisch anzumerken, dass gerade in den Ausführungen Maios die Grenzen von Medizin und Seelsorge fließend werden und daher Theologinnen und Theologen gefordert sind, sich in die Debatte um „spiritual care“ und „Gerotranszendenz“ einzumischen. Sozialethisch gesehen ist die „Sozialanthropologie“, die das Alter prägt, zu reflektieren und fruchtbar zu machen.

Sonja Sailer-Pfister, Vallendar

Ein neuer Begriff der Menschenrechte

Daniel Bogner: Das Recht des Politischen. Ein neuer Begriff der Menschenrechte, Bielefeld: transcript Verlag 2014. 336 S., ISBN 978-3-8376-2605-6.

Im Mittelteil seiner Habilitationsschrift untersucht der seit geraumer Zeit an der Universität Freiburg in der Schweiz lehrende Autor das Wirksamwerden und die Wirklichkeit der Menschenrechte im Kontext der postkolonialen Debatten in Frankreich. Drei autobiographische Zeugnisse von Beteiligten am Algerienkrieg (1954–1962) dienen ihm als Material, in dem er Erfahrungen „liest“ und von dieser subjektiven Basis ausgehend die wechselseitigen Einflüsse von normativem menschenrechtlichen Anspruch und den kontingenten politischen Geschehnissen herausarbeitet: Sie stammen von einem sich für Foltermaßnahmen zuständigen und sie auch im Nachhinein rechtfertigenden General, von einem sich auf die Werte der Republik verpflichtet wissenden und Skrupel empfindenden Regimentsoffizier und von einer algerischstämmigen Befreiungskämpferin, die selbst Opfer von Foltermaßnahmen wurde.

Schon für sich genommen ist die Aufmerksamkeit für die Auseinander-



reichs in Algerien und dessen Vereinbarkeit mit dem Selbstverständnis der großen Nation als Ursprungsland der Menschenrechte ein lohnender und in der Fachdiskussion bisher so gut wie nicht beachteter Beitrag.

Doch verfolgt der Autor mit der Auswertung der autobiographischen Zeugnisse auch das weitergehende Ziel, einen Beitrag zur Theorie der Menschenrechte zu leisten. Grundlagen und Rechtfere-

tigung der Methoden hierzu liefert er im ersten Teil seiner Arbeit. In diesem weist er die üblichen Sichtweisen der Menschenrechte – nämlich rein historisch oder aber ausschließlich geltungstheoretisch – als jeweils nicht genügend auf und arbeitet in Anknüpfung an das vielbeachtete Programm einer „affirmativen Genealogie“ von Hans Joas und der dort dargelegten Notwendigkeit, Genese und Geltung der Menschenrechte wieder in eine engere Beziehung zueinander zu bringen, die politische Praxis als ureigenes und unüberspringbares, aber zugleich eben kontingentes Bedingungsfeld menschenrechtlicher Ansprüche heraus. Insbesondere zeigt er dabei auf, dass ethische Orientierung anders begriffen und in Angriff genommen werden muss als ein „Anwenden“ oder „Umsetzen“ vorab festgelegter Maßstäbe, nämlich mittels Artikulation, Vermittlung und Erschließung von subjektiven Erfahrungen innerhalb einer sozialen Gemeinschaft. Dies ist mit den präventiven Formulierungen vom „Recht des Politischen“ und von einem „neuen Begriff der Menschenrechte“ im Titel des Buches unterstrichen.

Im dritten Teil der Arbeit geht es dem Verfasser um den Ertrag seiner theoretisch-methodologischen Überlegungen

und seiner paradigmatisch gemeinten historisch-analytischen Untersuchung für das eigene Fach, die Sozialethik. Er beschränkt sich hierbei aber nicht auf programmatische Postulate und dichte Resümees, sondern umreißt auf der Matrix der Theorien von Hans Joas, Reinhart Koselleck, Paul Ricoeur und Cornelius Castoriadis systematische Perspektiven, die im Diskurs des Fachs in Zukunft nicht

mehr fehlen dürfen. Dazu gehören insbesondere die Rolle von Erinnerung und Gedächtnis, negativ auch von Verdrängung, die Konstruktion kollektiver Identität und die Realität von Entfremdung sowie das Gewicht von historisch bezeugten Erfahrungen für die Erkenntnis und Geltendmachung moralischer Ansprüche.

Die Lektüre des Bandes ist in vielerlei Hinsicht anregend, aber nicht einfach.

Letzteres liegt vor allem an der komplexen Zielsetzung der Arbeit, ein bisschen vielleicht auch an dem hohen Anspruch an Theorielegitimation, den sich der Autor selbst gesetzt hat. Kleiner portioniert werden die dichten Überlegungen dieses Buches gewiss ihren Weg in die sozialethische und rechtspolitische Diskussion finden.

Konrad Hilpert, München

Religiöse Interessenvertretung

Judith Könemann, Anna-Maria Meuth, Christiane Frantz, Max Schulte: *Religiöse Interessenvertretung. Kirchen in der Öffentlichkeit – Christen in der Politik*, Paderborn: Ferdinand Schöningh 2015, 281 S., ISBN/EAN: 978-3-506-77889-5.

Das breite Medienecho zur zweiten päpstlichen Enzyklika *Laudato si'* hat einerseits erneut gezeigt, dass religiöse Akteure und Themen weiterhin eine große öffentliche Relevanz besitzen. Andererseits können die Popularität von Franziskus und die steigende mediale Präsenz von Religion nicht darüber hinwegtäuschen, dass im Zuge von Säkularisierung und Entkirchlichung ein Absinken individueller Religiosität festzustellen ist und mancherorts der Eindruck einer Verdrängung von Religion und Kirche aus den politischen Einflussphären entsteht. In diesem Spannungsfeld von zwei scheinbar gegenläufigen Entwicklungen verortet sich das vorliegende Buch, dem zwei Forschungsprojekte des Exzellenzclusters „Religion und Politik“ der Universität Münster zugrunde liegen. Das Autorenteam untersucht darin die Vermittlung von religiösen Interessen und Positionen in der Öffentlichkeit und im politischen Raum. Im Zentrum steht die Frage, auf welche Weise die Kirchen öffentlich agieren und sich in gesellschaftspolitische Diskurse einbringen, mit Blick auf die Argumentations- und Begründungsmuster, und wie sie mit einem möglichen Legitimations- und Anpassungsdruck umgehen. Darüber hinaus erörtert



die Studie die generelle Legitimität der Mitsprache der Kirchen in Politik und medialer Öffentlichkeit, womit die Autor/innen an die Debatte um den Status religiöser Überzeugungen in pluralen und säkularen Gesellschaften anknüpfen, wie sie in Deutschland spätestens seit der Friedenspreisrede von Jürgen Habermas im Jahr 2001 geführt wird.

Die Verfasser/innen entschieden sich für einen innovativen Zugang zu ihrer Problemstellung: Das erste Projekt analysierte sämtliche öffentliche Stellungnahmen der beiden großen christlichen Kirchen zwischen 1970 und 2004, die sich mit zwei zentralen Themenfeldern befassten: dem Konflikt um den Schwangerschaftsabbruch sowie der Debatte um

Migration bzw. Asyl. Für das zweite Projekt wurden qualitative Interviews mit ausgewählten Lokalpolitikern ausgewertet, die sich aufgrund ihrer christlich-religiösen Grundhaltung engagieren. Anhand dieser beiden Blickwinkel behandelt das Buch die besondere Herausforderung für die Kirchen, ihren Anspruch auf politische Mitgestaltung und Einflussnahme in einem veränderten gesellschaftlichen Umfeld, das von religiöser Pluralisierung und einem mediatisierten Zustimmungswettbewerb von Interessen und Ideen gekennzeichnet ist, aufrecht zu erhalten und eigene Positionen pointiert, vernehmbar und wirksam einzubringen. Ausgehend von den empirischen Befunden werden die verschiedenen Dimensionen der Vermittlung religiöser Interessen und Positionen untersucht: *erstens* die Akteure und die Vermittlungsprozesse, wie z. B. die Beteiligung an öffentlichen Debatten oder die Rezeption kirchlicher Positionierungen in weltlichen Medien, *zweitens* das Rollenselbstverständnis der lokalpolitischen Akteure und die Rollenzuschreibungen (z. B. seitens der Medien), sowie *drittens* die verwendeten Inhalte und Argumentationsfiguren in ihren jeweiligen Kontexten.

Das Autorenteam legt überzeugend dar, dass die Kirchen (einschließlich der Verbände) ihren religiös begründeten Anspruch auf gesellschaftliche Mitgestaltung und Einflussnahme nach wie vor in hohem Maße einlösen. Ihnen wird eine wichtige Rolle als Institution für Werte- und Sinnstiftung und als Anwältin in Fra-

gen von Gerechtigkeit und Solidarität zu geschrieben, verbunden mit einer breiten Akzeptanz seitens der weltlichen Öffentlichkeit und der Medien. Dabei vollziehen sie – im Sinne von Habermas – eine hohe Anpassungsleistung bei der Vermittlung ihrer Positionen. Gleichwohl bestehen für die Kirchen schwierige Herausforderungen: Dazu gehören z.B. die Konkurrenzsituation unter den verschiedenen zivilgesellschaftlichen Akteuren angesichts der Tatsache, dass der Staat diesen Bereich zunehmend ausweitet, oder die steigende Abhängigkeit gegenüber den weltlichen Medien in Zeiten sinkender Auflagezahlen der Kirchenpresse. Ein Dilemma stellt auch die mangelnde Unterscheidbarkeit von nicht-religiösen Interessengruppen im Kontext der verstärkten Anpassung an säkulare Argumentationsweisen dar, unter der Gefahr einer gewissen Profilunschärfe. Wie weit darf Zielgruppenorientierung und Marktförderung reichen, um sich nicht Vorwürfen wie Anbiederung oder Kommerzia-

lisierung auszusetzen? Darüber hinaus sehen sich die Kirchen mehr und mehr mit kritischen Anfragen konfrontiert, für wen sie eigentlich sprechen – für die Leitungsebene oder die (schwindende) Mitgliederbasis? – und woraus sie ihre gesellschaftliche Legitimität beziehen. Nach Ansicht der Autor/innen befinden sie sich in einem fortwährenden Lernprozess zwischen eigenem Anspruch bzw. Authentizität und der Anpassung an die mediale Eigenlogik.

Wengleich sich die Ergebnisse nicht als gänzlich neu erweisen, ist es der Studie zweifelsohne gelungen, durch die interdisziplinäre Verknüpfung von Politikwissenschaft, Theologie und Religionssoziologie sowie durch die Auswertung einer breiten Materialbasis wertvolle Impulse für die Erforschung der religiösen Interessenvermittlung zu geben. Dies betrifft vor allem die Diskussion der letzten Jahre um die „Öffentliche Theologie“ sowie die bislang wenig berücksichtigte Frage, wann und unter welchen Bedingun-

gen religiöse Argumente eingesetzt werden (können), vor allem hinsichtlich des gelingenden Gebrauchs religiöser Überzeugungen in den jeweiligen Handlungssituationen. Forschungsbedarf besteht nach Ansicht des Autorenteam auch im Feld der Wirkungsforschung kirchlich-gesellschaftlichen Handelns sowie bei einer differenzierteren Analyse des erwähnten Spannungsfeldes von Säkularisierung und öffentlichem Bedeutungsgewinn von Religion. Überdies wäre es interessant, die Auswirkungen der Pluralisierung und des Verlustes religiöser Bindung konkurrenztheoretisch auf die religiöse Interessenvertretung hin zu untersuchen – gerade auch mit Blick auf die islamischen Religionsgemeinschaften. Dieser Aspekt konnte – neben den kirchenpolitischen Geschehnissen und Vorfällen der jüngeren Zeit – aufgrund der zeitlichen und thematischen Eingrenzung hier nicht behandelt werden. Auf weitere Ergebnisse in diesem Forschungsfeld darf man gespannt sein.

Stefan Klug, Münster

Religionsökonomie

Anne Koch: *Religionsökonomie. Eine Einführung*, Stuttgart: Kohlhammer 2014. 223 S., ISBN Print: 978-3-17-026234-8.

Die Zeiten, in denen Religion als eine zu heilige Angelegenheit angesehen wurde, um mit den nüchternen Mitteln der Ökonomik analysiert werden zu können, sind vorbei. Die Kirchen sind „Gottesunternehmen“ (Schramm 2000), die sich faktisch mit ihrem religiösen „Produkt“ auf einem weltweiten Konkurrenzmarkt religiöser, esoterischer und auch atheistischer Angebote für religiös interessierte „Kunden“ behaupten müssen. Eine „Religionsökonomie“ in diesem Sinn, also die wissenschaftliche Untersuchung von Religion und Kirchen mithilfe einer ökonomischen Methodik („*economics of religion*“), ist laut Anne Koch jedoch nur eine Möglichkeit, Religionsökonomie zu treiben. Sie geht von „einem weiten Verständnis der Religionsökonomie“ (S. 15) aus und schreibt der „Religionsökonomie“



grundsätzlich eine *zweifache* Stoßrichtung zu: „Religionsökonomie analysiert einerseits Religion mit wirtschaftswissenschaftlichen Modellen und untersucht

andererseits kritisch ökonomische Theorien“ (Rückseite; vgl. auch S. 21 ff.). Diese doppelte Ausrichtung bestimmt auch den Aufbau des Buches: Nach den beiden ersten Kapiteln – „Einleitung“ und „Wissenschaftsgeschichte“ der Thematik – erörtern die beiden Hauptkapitel zum einen „Ökonomische Theorien als Modelle in der Religionsökonomie“ (Kap. 3) und zum anderen „Ökonomische Theorien als Gegenstand der Religionsökonomie“ (Kap. 4). Einerseits wird hier also „Religion durch die Linse ökonomischer Theorie angeschaut“ (S. 25), andererseits wird auch eine „ideologiekritische Analyse“ (S. 24) von religiös überhöhten ökonomischen Phänomenen – also etwa das Geld als neuer Gott der Moderne oder der Finanzmarktkapitalismus als erste wirkliche weltweite „Religion“ – beschrieben. Die Ideologiekritik richtet sich dabei auf die Möglichkeit, dass in der modernen Gesellschaft „[ö]konomische Theorien [...] als gesellschaftlicher Denkrahmenn und Imma-

ginationsraum“ (S. 164) fungieren und so eine Art Basis-Ideologie der Moderne verkörpern.

Das Buch, das sich als eine „Einführung“ in die Welt der „Religionsökonomie“ versteht, also „Religion und Wirtschaft in ihrem Zueinander“ (S. 11) darstellen möchte, bietet inhaltlich eine informative Vielzahl thematischer Aspekte des Forschungsgebiets. In dieser Hinsicht ist es als Einführung gut geeignet. Allerdings werden die vielfälti-

gen Dimensionen der Thematik m. E. nicht entschlossen genug auf den argumentativ springenden Punkt gebracht, sondern relativ weitschweifig umschrieben und insofern paradoxerweise nur „angerrissen“ (so die Autorin selber auf S. 199). Ein weiteres Defizit ist m. E. darin zu sehen, dass das Buch die referierten Aspekte nicht zu einem „roten Faden“ einer inhaltlich wirklich eigenständigen Gesamt-Argumentationsstrategie systematisiert, sondern „nur“ das weite Feld der Thema-

tik absteckt – wobei allerdings durchaus eine kritische Einstellung der Autorin gegenüber der nach wie vor dominierenden „Rationalwahl-schlagseitig[en]“ Religionsökonomie (S. 199; vgl. auch S. 87 ff.) deutlich wird. Gleichwohl – wer sich einen ersten Überblick über das (er)weite(rte) Feld der „Religionsökonomie“ verschaffen will, ist bei dieser „Einführung“ an der richtigen Adresse.

Michael Schramm,
Stuttgart-Hohenheim



Bericht

Religionen und Kulturen – Ressourcen für die eine Welt

Französische Sozialwochen 2015 in Paris

In einer Weltsituation, die vom Zusammentreffen zahlreicher Krisen gekennzeichnet ist, richten sich die Hoffnungen vieler auf das Potential der Religionen und Kulturen. Welche Ressourcen haben sie? Welche hat das Christentum, um angesichts der Risiken eines globalen Wandels eine lebenswerte Zukunft für alle zu schaffen? Mit dieser Frage befassten sich die 2500 Teilnehmer des diesjährigen Jahrestreffens der Französischen Sozialwochen, das vom 2. bis 4. Oktober unter der Schirmherrschaft und in den Räumen der UNESCO in Paris stattfand. Im Mittelpunkt stand dabei die ökologische Krise, die vielleicht am deutlichsten zeigt, dass das gemeinsame

Haus“ des Menschen und der Menschheit gefährdet ist.

Der erste Schritt war der Bestandsaufnahme gewidmet. *Pascal Lamy*, bis 2013 Generaldirektor der Internationalen Welthandelsorganisation, und *Jean-Michel Severino*, Generaldirektor der französischen Entwicklungsagentur, sprachen über die bescheidenen Erfolge und die großen Leerstellen der internationalen *governance*. Zwischen der wachsenden weltweiten Interdependenz und der notwendigen Solidarität klaffe eine Lücke. Entscheidend sei die Frage: Wie kann man angesichts der Verschiedenheit der Interessen zu einer Konvergenz der Werte gelangen? Wer definiert die Normen auf der inter-

nationalen Ebene? Wird die Einsicht, dass ein „Weiter so“ nicht mehr möglich ist, das Umdenken fördern? Nach Lamy und Severino ist das bisherige Wachstumsmodell unwiderruflich an sein Ende gelangt. Punktuelle Fortschritte wie die neue Nachhaltigkeitsagenda der UNO seien ermutigend. Beide sprachen sich für eine Besteuerung von CO₂-Emissionen aus. Ihre Hoffnungen setzten sie auf ein Erstarren der Zivilgesellschaften auf nationaler wie internationaler Ebene.

„Zivilgesellschaft“ war das Stichwort für *Patrick Viveret*, den Vordenker der französischen Globalisierungskritiker (*Altermondialistes*). Viel Beifall fand sein Plädoyer für eine Zivilge-